

**Zeitschrift:** Bündner Jahrbuch : Zeitschrift für Kunst, Kultur und Geschichte Graubündens  
**Herausgeber:** [s.n.]  
**Band:** 9 (1967)

**Artikel:** Vom Rhein nach Kunkels  
**Autor:** Domenig, Hans  
**DOI:** <https://doi.org/10.5169/seals-550585>

### **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

### **Conditions d'utilisation**

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

### **Terms of use**

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

**Download PDF:** 01.05.2026

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>**

## Vom Rhein nach Kunkels

Von Pfr. Hans Domenig †

*Um Satz und Korrekturen der hier veröffentlichten Arbeit hat sich der Verfasser, a. Dekan Hans Domenig, noch kurz vor seinem Heimgang mit fast ungeduldigem Eifer bemüht. Denn seine Erinnerungen, sein Jugenderlebnis, seine Heimatliebe weben darin. Vor mehr als vierzig Jahren schrieb er hoch oben auf dem Kunkels in großer Einsamkeit seine epische Trilogie «Menschwerdung», die sein religiöses Bekenntnis dichterisch gestaltete. Hier, in den folgenden Seiten, führt er den Leser in seine engere Heimat, in jenes Stück Erde, aus dem er aufgestiegen. Er lebt darin, freut sich darin und singt ihm auf seine schlichte, kräftig-männliche Art sein Lob und seinen Dank.*

*Ein Nachruf, der nicht in flüchtiger Eile geschrieben werden durfte, wird im nächsten «Bündner Jahrbuch» folgen.*

*Die Redaktion*

Mit dem Ausdruck «La Punt», auf deutsch «die Brücke», bezeichnen die Romanen Reichenau, das heute mit sechs Brücken prunken kann. Diese Brücke führte über den Vorderrhein, und zwar genau an der Stelle, wo heute die Bogenbrücke steht, und wurde allgemein Zollbrücke genannt, weil hier einst von der Herrschaft Reichenau ein Brückenzoll erhoben wurde. Eine Brücke über die vereinigten Rheine stand einst in der Nähe von Domat/Ems, wurde später rheinaufwärts verlegt und führte von der Basis des «Chäppelistutzes» herüber auf das Gebiet der Gemeinde Tamins. Sie besteht nicht mehr; aber ihre Spuren sind noch erkennbar. Geht das Wasser der vereinigten Rheine nicht allzu hoch, so sind sie in Gestalt von Pfahlwerk und Steinklötzen rechts und links vom Flusse wahrzunehmen, dort nämlich, wo der Rhein etwa zweihundert Meter unterhalb des Schlosses eine leichte Wendung nach links macht. Hatte man diese Brücke hinter sich, so führte der Weg durch den Baumgarten des Schlosses Reichenau zu ausgedehnten Stallungen und zu einem Gasthaus, so daß für die Verpflegung von Menschen und Tieren in jeder Weise gesorgt war.

Wo die Straßen aus dem Hinterrheintal und dem Vorderrheintal zusammentreffen, stand und steht noch ein Brunnen, dessen Rohr von einem Löwenkopf festgehalten wird. Auf der rechten Seite der Brunnenwand steht die Aufschrift «Reichenau–Thusis–Cleven–Belenz», auf der linken hingegen «Reichenau–Ilanz–Oberland und Ury». Er war vor noch nicht langer Zeit von einer hochragenden Pappel überschattet, die den Ansprüchen des modernen Verkehrs hat weichen müssen. Hier war auch der Treffpunkt der Flößer – wir sahen das noch als Knaben –, die hier auch ihre Verpflegung empfangen, freilich nicht aus dem Brunnen; denn sie waren eifrig bestrebt, sich die Kälte mit Veltliner aus den Knochen zu jagen.

Die Halbinsel Reichenau, wo das Zusammenströmen der beiden Rheine stets ein fesselndes Schauspiel bietet, ist nicht nur heute ein wichtiger Verkehrspunkt, sondern ein schon in grauer Vorzeit begangener Ort, der ein Bronzeschwert als Zeuge einstiger Wanderer oder Siedler aufzuweisen hat. Wird in unserem Lande die Bronzezeit auf 1800–800 Jahre vor Christus angesetzt, dann muß man sich wohl gestehen, hier an eine Stelle gelangt zu sein, die den Hauch ferner und fremder Jahrtausende zu uns herüberträgt.

Das Gefühl, auf altem Kulturboden zu stehen und die Seele alter Zeit zu fühlen, verläßt einen auch dann nicht, wenn man von Reichenau die Landstraße – wir sagten «Reichenauerweg» und benutzten ihn im Winter als sehr beliebte Schlittelbahn – nach Tamins emporsteigt. Von hier aus gewinnt man allmählich einige Übersicht über das umliegende Land, namentlich gegen das Gebiet am Hin-

terrhein, was uns sehr oft den bekannten Vers zitieren ließ:

«Am Panaduzerstutz  
Ninnt dr Tiefl an Ahutz  
Un springt bis ga Haldastei  
Und brächt Hals und Bei.»

Wir ahnten eben nicht, daß wir über Erdreich gingen, das schon vor Jahrtausenden kostbar war; denn zwischen Reichenau und dem Kirchenhügel («Chirchabihal») liegt das fruchtbarste Landstück auf Taminser Gebiet. Zu linker Hand breitet sich die «Quadra» aus, der auf der rechten Seite noch eine Quadrella zum Gegenstück dient. Quadra hieß man in alten Zeiten das beste Stück Ackerland, das vermutlich in der Feudalzeit den Herren oder Verwaltungsbeamten abgetreten werden mußte. Sie trägt heute noch Weizen und Türken, Kartoffeln und Buchweizen und war an ihrem Rain bis hinüber nach «Paluttis» mit Reben bepflanzt. Den letzten dieser Rebberge erwarb mein Vater, zog es aber vor, den fetten Grund mit Klee zu bepflanzen. Die Kenntnis des Weinbaues war ungefähr um die Jahrhundertwende verloren gegangen, und vielleicht war auch der «Paluttiser», wie er einst hieß, eher eine saure Marke. Reben wurden übrigens auch am Bord zwischen «Ober- und Unterpalnezzi» gezüchtet — letzte Rebstöcke sah ich dort selber —, und natürlich wuchs die Rebe auch da, wo es «In da Wingart» heißt, also auf der Seite links vom Dorfbach, wo er in die Tiefe stürzt. Über den ehemaligen Weingärten liegt «Caldeira» (Caldera bedeutet einen großen Käsekessel, und das Loch neben «Caldeira» heißt heute noch «im Chessi»), wo das Meermännlein Schätze hütet, wonach gegraben werden kann, falls man die richtige Zeit und den rechten Ort weiß und die richtige Person für solches Beginnen ist.

Ein so offen daliegendes Gelände wie die «Quadra» war natürlich allerlei diebischen Angriffen ausgesetzt. Aber die Fruchtfelder hatten in verwichenen Zeiten ihre Schutzdämonen, deren verworrene Erinnerungen noch in unsern kindlichen Vorstellungen lebten und Furcht zu erregen vermochten. In den Feldern lebten Hexen, die zusammen mit

dem «Ackergschiech» (Vogelscheuche) den Schutz der Frucht übernahmen. Es gab einmal einen, so erzählten wir uns, der über derartige Vorstellungen erhaben zu sein vermeinte und frech in einen Türkenacker hineinging, um einer Vogelscheuche in die Tasche zu greifen. Er tat es nur einmal; denn er traf mit seiner Hand auf einen abgehauenen warmen Kopf, was ihn zu Tode erschreckte und ihm für immer den Acker verleidete. Uns Kindern war das Beweis genug dafür, daß ihn die Türkenhexen ins Entsetzen gebracht hatten.

Rechts von der Straße breiten sich die schönen Wiesen von «Under ds Dorf» aus, die tiefgründig, dorfnah und leicht zu bewässern sind. Der Name dieser Gegend, der unwandelbar und ohne Rücksicht auf die Grammatik «Under ds Dorf» heißt («I guh under ds Dorf», «I bin Under ds Dorf», «I chumma vu Under ds Dorf») ist wohl aus jener Zeit vor etwa 400 Jahren zu erklären, da romanische und deutsche Sprache noch miteinander und nebeneinander gesprochen wurden. Welcher Name war wohl in alter, rein romanischer Zeit hier gebräuchlich? Geht man die Flurnamen der Bündner Dörfer durch, so stößt man sehr oft auf die Bezeichnung «Prada», womit das schönste Wiesengelände einer Dorfsiedlung gemeint war. Gewiß war dasselbe auch bei Tamins der Fall, nur trug es sehr wahrscheinlich den Namen «Praderej». Noch heute hat ein Stück Land, das rechts neben der Mündung des Dorfbaches in den Rhein liegt, diesen Namen, wohl als letzte Erinnerung an die vordeutsche Bezeichnung.

Wer die Straße geradewegs von Reichenau auf den Kirchenhügel zu schreitet, der geht auf ehrfurchtgebietendem Grunde: er wandelt auf römischen Gräbern aus dem dritten oder vierten Jahrhundert nach Christi Geburt. Als die Landstraße einst gebaut und dann vor einigen Jahren verbreitert wurde, kamen viele von diesen Gräbern ans Tageslicht, eingefafßt von drei Arten von Gestein, nämlich von weißem Kalk, grünem Verrucano und runden Rheinpollen. Rechts von der Straße, hart am Kirchenhügel, stieß man vor zwei Jahren auf eine ganze Reihe von Urnengräbern, die da-

von zeugen, daß schon in einer Zeit vor zirka 2400 Jahren hier Menschen wohnten, die nicht nur diesen fruchtbaren Erdenwinkel schätzten, sondern auch ihre Toten zu ehren wußten. Ob diese Grabanlagen auch einen Schutz hatten, ist nicht mehr auszumachen; aber der «Quadrapudal», der laut altem Glauben hier sein Wesen treiben soll, bietet vielleicht eine Andeutung. Von Leuten, die ihn noch gesehen haben wollten, wurde erzählt, daß er etwa in der Nacht neben einem Menschen oder einem Fuhrwerk still einhergehe und plötzlich wieder verschwinde, ein unerklärbares Staunen und Grauen hinter sich lassend. Vielleicht steckt hinter ihm ein reißender Felddämon aus heidnischer Zeit, der durch die Jahrhunderte zu einem harmlosen Pudel gemildert worden ist, während er einst wohl Macht genug hatte und dazu berufen war, die Stätten der Toten und die Felder der Lebenden zu schützen.

Die von unten mitten ins Dorf hineinführende Straße samt dem zugehörigen Dorfteil heißt «In Afurris», was vielleicht Anfahrt heißen mag. Das Herz des Dorfes war der Dorfplatz, «Unter der Linde» genannt. Ihre Krone rauscht nicht mehr, da vermutlich die letzte Linde beim Dorfbrand 1799 von den Flammen verzehrt wurde. Jahrhundertlang wurden auf dem Platz «Unter der Linde» die öffentlichen Versammlungen abgehalten, um das zu beraten, was in guten und bösen Zeiten eine Dorfgemeinschaft bewegen mag. Man erzählt sich, daß solche Versammlungen gelegentlich stürmisch verliefen, indem die Frauen in der Weise daran teilnahmen, daß sie unter den Schürzen buchene Scheiter mitbrachten, um sie im geeigneten Moment an ihre wehrhaften Männer weiterzureichen oder sie auch schwungvoll selber zu handhaben. Die Erinnerung an den Dorfbrand, der alle Häuser bis auf drei im «Mühletobel» in seinen Flammen vergrub, ist auch heute nicht erloschen. Über die Ursache des Brandes gab es verschiedene Erzählungen. Die eine sagt, es sei einfach in einem überbesetzten Roßstall in Tamins, wo man unvorsichtig mit Laternen hantiert habe, Feuer entstanden. Die andere berichtet, es sei von Kunkels her eine Abteilung Franzosen gegen

das Dorf gezogen, was einen Taminser derart erregt habe, daß er den die Abteilung befehlighenden Offizier vom Pferde herabschoß. Aus Rache und als brennende Warnung hätten dann die Franzosen das Dorf eingeäschert. Die Folgen für die Bewohner müssen furchtbar gewesen sein, als mitten in den Maientagen Haus und Stall vernichtet und die Herden vermindert oder völlig geraubt waren. Das Dorf mußte so rasch als möglich aufgebaut werden, wobei es oft geschah, daß die Nachbarrechte verletzt wurden, was zahllose Streitereien und Prozesse zur Folge hatte und wobei das Dorfbild seiner alten Harmonie verlustig ging.

Steht man in Tamins, so muß man sich daran erinnern, daß es in römischer Zeit, also schon zu Beginn unserer christlichen Zeitrechnung, als Ausgangspunkt zum Kunkelspaß begangen und gewiß auch bewohnt war. Als man im Jahre 1893 die Hydrantenleitung erstellte, wurden neben römischen Gefäßscherben auch Münzen gefunden, deren eine, ein römischer Sesterz, Aufschrift und Bild des Kaisers Gordianus Pius trägt und in meinen Besitz gelangte.

Tamins als Nestbau ist gekennzeichnet durch die Hügel, von denen es umschlossen wird. Dominierend ist vor allem der Kirchhügel, darauf gewiß schon in sehr frühen christlichen Zeiten Stätten der Andacht standen, bis sich eine Kirche auf ihm erhob. Sie besaß einst einen wertvollen Altar, der zur Reformationszeit nach St. Georg bei Rhäzüns kam und heute noch Aufmerksamkeit erweckt. Der Kirchhügel, der neben der Kirche den Friedhof trägt, war einst höher, und man sah noch vor einigen Jahrzehnten einen Teil der alten Kuppe, darauf Ledige und Kinder für sich begraben wurden.

Die Höhe bietet eine ganz wundervolle Aussicht auf das Vorderrheintal, das Hinterrheintal und das Tal der vereinigten Rheine. Was mag einst auf diesem auserlesenen Punkte gestanden haben? Vielleicht eine urzeitliche Siedlung, oder war es eine bevorzugte Stelle für die Anrufung der Himmelsgottheiten, von Sonne, Mond und Sternen? Schaut man vom Kirchhügel aus nach Norden, so trifft der

Blick den lärchenbestandenen Hügel von «Cartschitscha». Er erhebt sich über dem Dorfteil «Riafa», darin sich das romanische Wort Rieven (gleich Rain) verbirgt, womit das Gelände zutreffend bezeichnet wird. Daraus erhellt, daß es verfehlt ist, das romanische Wort rieven mit einem deutschen «Rüefa» wiedergeben zu wollen. Der Name «Cartschitscha» dürfte aus *crap tgietschen* zu erklären sein. Es bedeutet rotes Gestein, und solches wird dort auch tatsächlich gefunden. Eine besondere Bedeutung hatte «Cartschitscha» in unserem Kinderleben dadurch, daß wir am «Tschäppelisunntig» (Ende Juni) dorthin gingen, um uns aus Ewigkeitsblümchen, so nannten wir das Katzenpfötchen, Sträuße und Kränze zu binden. «Tschäppeli» ist eben nichts weiter als der verdeutschte Ausdruck für *tshupi* = Kranz.

Dem Kirchenhügel gegenüber steht der «Altahil», eine seltsame Bezeichnung, die aber nichts weiter als eine Mischung von deutscher und romanischer Sprache darstellen dürfte. Unter dem Worte «alta» ist wohl zweifellos das romanische *aulta* = hoch zu verstehen. *Aulta* wird in romanischen Gebieten sehr oft verbunden mit *cresta* = Kamm oder Anhöhe, was also auf die Vermutung führen darf, der Altahil sei einst ein *Crestaulta*, also ein hoher Kamm gewesen, was er auch heute noch ist.

Schwerer zu deuten dürfte der Name eines vierten Hügels und des mit ihm verbundenen Geländes am Westrande des Dorfes sein. Er heißt «Paschäis» und hatte wohl einst zur Frühlingssonnenwende seine besondere Bedeutung. Als wir heranwuchsen, bestand noch die Sitte, daß die Konfirmandenknaben von den Konfirmandinnen, die sie natürlich miteinander aufzusuchen hatten, gefärbte Eier empfangen. Als Gegengabe hatten die Konfirmanden am Ostermontag in Paschäis ein Faß Bier zu stiften, wobei dann nicht nur die Altersgenossen erschienen, sondern mit diesen zugleich die ganze ledige Gesellschaft: die Töchter mit Ostereiern, die sie sich von den Burschen abbeteln ließen, diese hingegen mit nichts weiter als einem guten Durst. Dieses Jugendfest,

das nicht selten ausartete und darum aufgehoben wurde, dürfte wohl noch ein Rest uralter Initialriten sein, d. h. von den Feiern, welche die jungen Burschen in die Gesellschaft der Erwachsenen einführten.

Tamins hat einen sauberen und einst forellenreichen Dorfbach. Die Forellen hatten gut leben; denn, abgesehen von den Schulbuben, stellte man ihnen wenig nach. Der Bach trieb mehrere Mühlen nebst der Dorfsäge und diente auch den gemeinsamen Wasch- und grillenbelebten Backhäusern des Dorfes. Immerhin durfte man sich ihm nicht allzu vertraulich nahen; denn in ihm lebte die «Pelzfrau», die ungehorsame Kinder, die sich vor den Gefahren des Wassers nicht warnen ließen, mit nackten Armen in die Tiefe riß. Zum Belzbub, der aus dem Baal-Sebub II. Könige 1,2 hervorgegangen ist und mit unserem Wort Bub nichts zu tun hat, bildete man ein weibliches Gegenstück durch den Ausdruck Pelzfrau, hinter der sich aus heidnischer Zeit her eine Wassergottheit oder eine Nixe verbergen mag.

Das ebene Feld am Westrand des Dorfes heißt «Alieg» (Akzent auf der zweiten Silbe), worunter möglicherweise das dem Dorf anliegende Gelände zu verstehen ist. Hinter «Alieg» am Fuße des Berghanges liegt «Hinterfasala», womit gesagt ist, daß «Alieg» in romanischer Zeit eben «Fasala» hieß, was auf ein Bohnenfeld hindeuten könnte. Zwischen «Alieg» und «Paschäis» führt die Landstraße aufwärts ins «Lawoitobel», wo es bei Nacht nicht ganz geheuer ist. Als er einst um Mitternacht mit seinem Fuhrwerk — so erzählte mein Großvater — das «Lawoitobel» überfahren wollte, blieben ihm die Pferde auf *einen* Ruck wie gebannt stehen und zogen erst wieder an, als es auf der Kirchenglocke eins schlug. Ein unheimlicher Ort also, der zu dem traulichen Namen «Erlenwasser» gar nicht passen will. «Lawoi» ist nämlich nichts anderes als die Zusammenziehung der Worte «L'aua dellas ognas», wie der Bach noch heute an seinen oberen Stellen von den romanischen Trinsern genannt wird und eben Erlenwasser bedeutet.

Tamins hatte von jeher eine aufgeweckte

Bevölkerung, der die Ausbildung der Jugend sehr am Herzen lag. Es hat um die Jahrhundertwende einige Männer hervorgebracht, deren Namen auf nationalem oder gar internationalem Boden bekannt wurden. Wir denken an Minister Dr. Alfred von Planta, Professor Dr. theol. Leonhard Ragaz und an Nationalrat Felix Koch. Sie lebten und wirkten zu derselben Zeit, da aus der Nachbargemeinde Trin Bundesrat Dr. Felix Calonder hervorging.

Wer die Seele von alt Tamins kennen lernen will, der muß natürlich über den alten, heute kaum mehr gangbaren Kunkelspaß bis zu den Maiensäßen jenseits der Paßhöhe vordringen. Ein Maiensäß auf «Gunggals» zu besitzen, war einst von entscheidender Bedeutung für junge Leute. «Hat sie a Gunggals?» fragte derjenige, der sich über eine Tochter informieren wollte. So erzählt man sich wenigsten in den Nachbargemeinden, und man wollte die Taminser zugleich auch mit ihrem «hat» hänseln, das in der ganzen Schweiz einzig in Tamins in Gebrauch sei, während man überall doch «hätt» sage. Auf solche Sticheleien pflegten die Taminser zu antworten: «Hat schrieht ma, und hätt sägan d Cheßlar.» Etwas spitzig, aber doch recht witzig! Doch lassen wir weitere sprachliche Überlegungen und nehmen wir einen «Guschpastäcka» zur Hand und ein «Znüni» in den Rucksack, falls man nicht mehr die in alter Zeit übliche Weidtasche hat, um nun den Kunkelspaß, den uralten Verbindungsweg von Süden nach Norden, emporzusteigen. Vielleicht gehörte er auch einst zu den Bernsteinstraßen, auf denen zu einer Zeit, da das römische Reich noch nicht gegründet war, fahrende Händler den hochbegehrten Bernstein nach dem Süden brachten. Für unsere Wanderung können wir den Weg mitten durch das Dorf einschlagen oder auch die Abkürzung über «Waidagurt» (Via da cuort = Abkürzung) nehmen, um in den Gierschweg zu gelangen, dem wir dem Gierschbach entgegen hinauf nach «Giersch» folgen. Giersch, das wohl seinen Namen dem gleichnamigen Unkraut mit den zähen und schnurartigen Wurzeln verdankt, ist ein schöner

Wiesboden und wurde von den Taminsern stets als ein ehemaliger See betrachtet. So hat sich denn auch seiner die Sage angenommen. Den See, so erzählt diese, hätten die Bauern gerne ausgelassen, um nutzbaren Boden zu gewinnen. Als allerlei Unternehmungen zu diesem Zwecke nicht zum Ziele führten, kam man auf die Idee, dem See an seiner Südostecke, da, wo er die größte Tiefe erreichen mußte, auf den Leib zu rücken, und zwar mit Quecksilber, das überall durchdringt. Man beschaffte sich also einen Vorrat davon, fuhr mit einem Floß an die vorbemerkte Stelle und ließ es in die Tiefe gleiten. Und das erwartete Wunder geschah. Das Quecksilber fraß sich in die Tiefe und öffnete dadurch dem Wasser einen Gang, das als herrliche Quelle in «Valtonis» ans Tageslicht trat, während der See langsam austrocknete und sein Boden von den Bauern in Pflege genommen wurde. Zu Giersch gehört auch das Bärenloch, offenbar einst eine Bärenfalle, das aus einem schön ausgehobenen Trichter besteht und es ahnen läßt, wie einstmals der Kampf gegen Meister Petz geführt wurde. Wie sehr aber auch Giersch unsere Phantasie anregte und so gerne wir hier beim Heuen und Hüten waren, so ungerne wären wir hier in der Nacht vorübergezogen, um etwa nach Kunkels zu gehen. Es gab einige wenige Männer, die das taten; aber sonst hütete sich jeder mann vor diesem Gebiet, da man hier in mond hellen Nächten mitten im weiten Feld einen Reiter sehen konnte. Er tat niemand was zu leide, gehörte aber doch nach seinem Wesen einer Welt an, die unheimlich erscheint und vor der man sich hüten muß, um ja nicht etwa Pforten aufzutun, wo dem Menschen tödliches Grauen entgegentritt.

Schreiten wir an Giersch vorbei, so stoßen wir auf ein Wäldchen, das mit dem anziehenden Namen «Lusbihal» behaftet ist. Er bot uns einst als Hirtenknaben Anlaß, unsere Phantasie auf recht lausige Wege zu schicken. Indessen dürfte dieser anrühige Name mit Läusen nichts zu tun haben, wohl aber mit dem romanischen Namen Lusser oder Lausser, womit die Traubenkirsche gemeint ist, die durch ihren kraftvollen herben Duft im Früh-

ling und durch ihre Früchte im Spätherbst die Sinne erfreut und hier einst wohl reichlich zu finden war.

Der eigentliche Aufstieg zum Gunggalwäg — so hieß der Kunkelspaß — beginnt am Grunde der Rufe, die heute an ihrem Auslauf schon ordentlich verwachsen ist, aber noch vor einem halben Jahrhundert manchen gefährlichen Stein in die Tiefe sausen ließ. Die neue Straße, die sich nach links wendet und einen bequemen Anstieg für Menschen, Vieh und Wagen gewährleistet, lassen wir jetzt buchstäblich links liegen, um dem mühsamen und echten Paß zu folgen, den man einst höchstens mit einem «Redig», also mit einem zweirädrigen Wagen, auf dem gewöhnlich ein Schragen lag, befahren konnte. Mehr als einen Doppelzentner vermochte auch ein gutes Pferd nicht emporzuschleppen. Da natürlich nicht immer ein Pferd zur Hand war, mußte sehr viel getragen werden.

Langsam Höhe gewinnend, treffen wir auf der linken Seite hart am Weg einen etwas bröckeligen, mehr als mannshohen abgerundeten Stein, den besonders die Dorfschüler, wenn sie im Frühling zur «Nidla» nach Kunkels gingen, mit ziemlicher Erregung betrachteten. Dieser Stein mußte von jedermann, der hier zum erstenmal vorüberzog, angebissen werden. Das geschah in der Weise, daß man ein abbröckelndes Steinstück (man half gelegentlich auch mit den Händen nach!) zwischen die Zähne nahm, ein paar Schritte ging und es wieder fallen ließ. Vermutlich handelt es sich um ein uraltes Wegopfer an die Bergdämonen, um von ihnen Schonung zu erlangen. Da sie von eher grimmiger Natur waren und sich in ihrem Gebiet nicht gerne stören ließen, bedrohten sie jeden mit Steinfall, der ungerufen in ihr Gebiet eindrang. Es war demnach wesentlich, sie nicht zu stören, weder durch Schwatzen noch durch Lärmen. Wer einen Stein im Munde hatte, der wurde natürlich von selber still und erweckte weder die Berggeister noch ihren Zorn. Möglich ist aber auch, daß man die Berggeister zu täuschen suchte, da man ihre Klugheit nicht sehr hoch einschätzte. Man nahm freiwillig etwas Gestein

in den Mund, so mochten diese denken, man hätte schon etwas vom Gestein abbekommen, und es sei nicht mehr notwendig, sie mit solchem zu bedrohen. Daß man Dämonen täuschen könne, wurde ja auch in manch anderer Hinsicht geglaubt. Hatte eine Bäuerin eine Gluckhenne, die für das Brutgeschäft parat war, so hatte sie auch mit bösen Mächten zu rechnen, denen am Werden und Gedeihen nichts gelegen war, sondern die vielmehr darauf ausgingen, die Menschen zu äffen oder zu schädigen. Wollte man zu seinem Ziel gelangen, so mußte man die bösen Mächte fernhalten. Dies konnte auch durch Täuschung geschehen. Ging die Bäuerin in den Hühnerstall zur Gluckhenne, um ihr die Eier unterzulegen, so zog sie Mantel und Hut ihres Mannes an. Die bösen Mächte hielten sie in dieser Aufmachung für einen Mann, der mit dem Brutgeschäft im Hennenstall nichts zu schaffen habe, und ließen die Brut unbeschädigt.

Eine kleine Strecke oberhalb des Steines, der zum Anbeißen da ist, treffen wir auf «Foppaloch». In diesem Worte findet sich wieder ein typisches Beispiel für Sprachenvermischung von Romanisch und Deutsch. Foppa, d. h. Loch, trug diese Stelle mit vollem Grund als bezeichnenden Namen; denn es ist eben ein Loch zwischen zwei Bergwänden. Die deutschen Zuwanderer, die Foppa nicht mehr verstanden, aber die charakteristische Bildung dieses Geländes bezeichnen wollten, übernahmen unverstanden das Wort Foppa, fügten aber Loch hinzu und gaben dadurch zu erkennen, daß sie denselben Eindruck von der Örtlichkeit hatten. Ein Nebenbeispiel zu diesem Vorgang wäre der Name «Grabnerstei», östlich von Tamins gelegen. Es handelt sich hier einfach um einen Crap ner = schwarzer Stein, was man deutscherseits in Grabner verwandelte und Stei anhängte.

Eine ähnliche Bewandnis hat es mit dem sonderbaren Namen «Peterhans», womit ein über die Trinserstraße erhöhtes und steinigtes Gebiet (auch die ehemaligen Mannsstämmelöser gehörten dazu) über dem Lawoibach bezeichnet wurde. Darüber schrieb Prof. Dr. H. Bertogg im Kalender «Per mintga gi» 1945:

«Der Name ‚Peterhans‘ ist noch ein Zeugnis aus der Zeit, da die Taminser gute Romanen waren. Er ist nichts anderes als ‚Pedrauns‘, entsprechend in sutsilvanischer Aussprache dem sursilvanischen ‚Pedrus‘ und im Lateinischen ‚Petrosus‘, was nichts anderes als ‚steinig‘ bedeutet. Die Deutschen, die den Ausdruck nicht mehr verstanden, haben daraus ‚Peterhans‘ gemacht.»

Mühsam führt der Paß empor zum «Brinnali», einem ersehnten Ruheplätzchen. Ehe wir es erreichen, zeigt der Fels auf der linken Seite eine Einbuchtung, die tief genug ist, um im Sommer und Winter trocken zu bleiben. Die Wand ist schwarz von den unzählbaren Feuern, die hier gebrannt haben mögen, angezündet noch von wilden Männern mit der Steinaxt im Gürtel, von waffenstarrenden römischen Soldaten, von reisenden Händlern, vor allem aber von Bauern, Jägern und Hirten.

Doch gehen wir weiter zum Brünnelein, das stets einen guten Tropfen bereit hat. Gern legt man hier auch seinen Rucksack ab, um sich von seiner drückenden Last etwas zu erleichtern. Man ruht ein wenig, man verschnauft und plaudert, alles mit dem stillen Behagen, das jeder gerne kostet, wenn er den größeren Teil eines schweren Weges hinter sich hat. In der Nähe des Brünneleins lag einst ein langer dünner Stein, von dem unser Vater schalkhaft erzählte, es sei ein Wetzstein der Calfeiser Riesen gewesen. Als Buben nahmen wir das gerne auf; denn Riesen aus alter Zeit machen vermöge ihrer ungeheuren Kraft Eindruck und regen die Phantasie an, besonders noch, wenn man sie sich als ehemalige Nachbarn vorstellen darf.

Doch heben wir die etwas versteiften Glieder vom Ort, um nur noch beim letzten Rank vor der Paßhöhe anzuhalten. Hier lägen, so erklärte uns einst unser Professor der Naturkunde, die Reste einer Moräne, nämlich Steinbrocken aus dem Gebiete des Rheinwaldes, die einst in den Eiszeiten hier abgelagert worden seien. Man wird etwas unsicher auf seinen Füßen, wenn man von solchen Zeitläufen hört, und gedenkt in seinem Eintagsfliegendasein dessen, vor dem tausend Jahre sind wie ein Tag.

Versunken in solche Gedanken, erreichen wir jetzt bald die Paßhöhe, die mit ihren zirka 1350 Meter über Meer der tiefste Bergübergang des Oberlandes ist. Wer etwa im Juni kurz vor der Alpfahrt hier weilen darf, der denkt freilich nicht an Paßhöhe und Meter, er gewahrt nur das eine: die wunderbare Pracht einer Blütenebene mit ihrem Glanz, ihrem Duft und ihrem schimmernden Kleinleben auf Blüten und in den Lüften und alles umkränzt von einer hehren Bergeswelt, die einen innerlich erhebt und befreit. Ja, es ist schön hier, und wiederum müssen wir uns fragen: wie hieß einst diese schöne Alp, die man heute «Iberuf» nennt? Dies festzustellen dürfte nicht schwer sein, da gleich neben der Paßhöhe eine andere Alp liegt, die «Palsura» genannt wird. Palsura ist nichts weiter als alpsura, auf deutsch obere Alp. Wenn also Palsura so zu deuten ist, so hieß Iberuf in romanischer Zeit einfach l'alp, also die Alp. Diese Erkenntnis dürfte uns zu statten kommen, wenn wir des St. Margarethaliedes, des ältesten romanischen Sprachdenkmals, gedenken. Es erzählt, wie einst eine Fee «auf der Alp» unerkannt als Zusenn gedient und deren Ertrag reich gemacht habe, aber wieder gewichen sei, als der Hirtenbub ihr Geheimnis, daß sie nämlich eine Fee sei, entdeckt und dem Sennen verraten habe. Wer hierüber mehr erfahren will, der lese die ausgezeichnete Darstellung im letzten Kapitel des Buches «Die verzauberten Täler, Kulte und Bräuche im alten Rätien» von Bischof Dr. Chr. Caminada. Zwar nach einer auch von ihm gutgeheißenen Auffassung wäre nicht Iberuf, sondern eher die Großalp der Ausgangspunkt der Abreise der St. Margaretha. Dies anzunehmen ist jedoch nicht notwendig, da es damals die höher gelegenen Alpen, die alle deutsche Namen tragen und also Rodungen von Deutschsprechenden sind, überhaupt nicht gab und in dem alt ehrwürdigen Lied einfach von einer Alp die Rede ist. Es klingt wie ein leiser Nachhall zu diesem uralten Mythos, wenn heute noch etwa erzählt wird, daß hier in hellen Nächten die Gestalt einer weißen Jungfrau gesehen werde.

Schreiten wir abwärts, so treffen wir den

höchstgelegenen Buchenbestand der Schweiz, der so knorrige Formen aufweist, als wären sie aus Felsklötzen geschnitzt. An seinem linken Rande liegt die «Liapti», ein vielgebrauchter Flurname in romanischen Gegenden. Ein Gatter schließt die «Liapti», die zur Alp gehört, gegen die Allmende und Maiensäße von Kunkels ab. Sie lagen einst in unbeschreiblichem Frieden da, der jedem in die Seele dringen mußte, der auf die stillen Hütten und Städel blickte. Einige Maiensäße tragen noch heute romanische Namen, wie Crestis, Parmunt und Carschleira, andere deutsche, wie etwa Rüti, Kälberwiese und Langwiese. In Tamins kann man immer wieder hören, Kunkels sei einst das ganze Jahr über besiedelt gewesen. Dem steht freilich die Tatsache gegenüber, daß alle die alten Häuschen eben die überall üblichen Maiensäßhütten sind nach dem üblichen Schema: in der Mitte die Küche, talwärts das Stübchen und bergwärts der Keller. Mochten damals Bergleute auch nur die geringsten Ansprüche stellen, so ist doch kaum auszudenken, was große Familien in diesen engen Häuschen gemacht haben und was sie gegessen haben sollten. Wohl gab es einst hier auch Äcker, aber nur ganz wenige und nur im oberen Kunkels. Auch von der Milchwirtschaft allein konnte man nicht leben, da alle die alten Ställe zu klein sind, um einen größeren Viehbestand, der ja notwendig gewesen wäre, zu halten. Der Bach, der das Tälchen durchströmt und den Bauern gerne seine Forellen gab, falls sie die Butter zum Backen nicht reute, heißt auf den Landkarten Görbsbach, aber niemand weiß, woher diese Bezeichnung stammen soll, da er einfach der Kunkelsbach geheißen wird. Wer in einsamen Nächten in seinem Stübchen liegt, der wird ihm zum Freund und hört es gerne, wie er unaufhörlich gurgelt und gluckst, dann wieder braust und singt oder gar wie fröhlicher Spiellärm einer fernen Kinderschar das Ohr beglückt. Oft murmelt er Ge-

schichten aus alter Zeit und läßt Kunkelser wieder erstehen, die einst hier zwischen Hütte und Stall lebten, die Feste nicht kannten oder, wenn es einmal solche gab, mit wenigen Dingen fröhlich sein konnten. Viel zu sagen wäre von den Blumen. Im unteren Kunkels entlang dem Wege und am Auslauf der Lawinenzüge konnte man einst den Frauenschuh in Hülle und Fülle finden; einzelne Wiesen strotzten, allerdings zum Mißbehagen der Landwirte, von Maiglöckchen. Feuerlilien und Türkenbund waren an den Hängen leicht zu haben. Und wenn man im Sommer zum Heuet kam, blühten überall die Federnelken, davon man gerne ein Sträußchen in das Stübchen stellte, um dessen Rußgeruch mit einem Sommerduft zu überwinden. Diese herrliche Flora hat dem Tourismus weitgehend weichen oder sich hinauf in Bergwälder oder vereinsamte Töbel zurückziehen müssen.

Wer sich eine letzte Erinnerung an Kunkels verschaffen will, der blicke nach Norden zum Vättnerberg, wo dem kundigen Auge hoch über dem Tale das «Drachenloch» sichtbar wird. Vor Jahrzehntausenden lebten hier Jäger, die es mit dem Höhlenbären aufnahmen und sich mit unglaublicher Widerstandskraft zu behaupten vermochten. Doch was sind Zehntausende von Jahren, wenn uns die Gelehrten sagen, daß es ein Zeitalter gegeben habe, da die heutigen Täler noch aufgefüllt waren und der Westrhein über den Kunkels floß! Klein wird der große Lärm der Gegenwart vor dem Nachdenkenden. Donnerten einst hier die Wogen des Rheins und brachen aus dem Schwarzwald, der dem Sessagit vorgelagert ist, ungeheure Gesteinsmassen in die Tiefe und folgten wieder Zeiten des Schweigens und Gedeihens, so mag auch unserer chaotischen Welt wieder ein gedeihlicher Aufstieg beschieden sein, da die gütige Fee wieder Wunder schenkt.